

Sport und Gesundheitsfanatismus der amerikanischen Gesellschaft als quasi-religiöses Phänomen

Die Verbindung zwischen Sport und religiösem Kult ist alt. So alt, in etwa, wie die Geschichte der Menschheit selbst. Sport als Ekstase, als Ritual, als Exzess. Ein Massenphänomen mit potentiell Hysteriecharakter. „Sport for sport's sake was not an ancient concept“, sagt der in

Berkeley lehrende Archäologe Miller in seinem soeben bei der Yale University Press erschienenen Buch mit dem Titel „Ancient Greek Athletics“. Wer sich mit US-amerikanischer Gegenwartskultur und -kunst beschäftigt, wird es schwerlich bei Dünnbrettbahnerei bewenden lassen, will man die manche der Gründe dessen stoßen, was uns gegenwärtig vermehrt auffällt, nämlich die zunehmende Kongruenz zwischen Sport, Gesundheit und quasi-religiösen Phänomenen, insbesondere in den USA.

Daniel Kletke

Geb. 1961 in Schleswig, Studium der Kunstgeschichte, Theaterwissenschaft und Literaturwissenschaft in Berlin und Washington, Promotion an der TU Berlin. Als freier Kunsthistoriker und Journalist in New York und Berlin tätig.

Evangelikale Denkmuster

Wiewohl durchschnittliche Amerikaner, so es sie gibt, in ihren Allüren vermutlich eher nicht die schwere Kost der Universitätspublikationen konsultieren, bevor sie sich einem Trend anschließen, fällt auf, dass die derzeit zu beobachtende Tendenz nicht nur auf uralten Traditionslinien gründet. Im Gegensatz zu den geläufigen Gegenwartstrends in anderen Erdgegenden ist vielleicht keine westliche Kultur „christlicher“ geprägt als diejenige Nordamerikas mit ihren (unglückseligen), bis heute weitgehend den Diskurs beherrschenden pietistischen Wurzeln im 17. und 18. Jahrhundert. Wer sich also zu visuellen und nicht ganz so visuellen Extremen der US-amerikanischen Gegenwart äußern möchte, dem wird der Blick in evangelikale Publikationen und Denkmuster nicht erspart bleiben. Vor allem in den ländlichen Regionen dieser mehr als 300 Millionen Menschen Nation gibt es einen quasi alles dominierenden (Ehren- und Verhaltens-) Kodex, vornehmlich bzw. vorgeblich christlicher Extraktion, der sich (erschreckend) präzise im Spiel zwischen Sport und Kirche ablesen lässt.

Sport und Spektakel der antiken Welt mit ihren Myriaden aus Göttergemeinden, denen geopfert wurde, findet sich in Abwandlung von Siegfried Lenz' Diktum „Brot und Spiele“ fast wörtlich in der Gegenwart der USA wieder. Und hat Programmcharakter mit Publikationen und, noch viel besser, einem ausgeklügelten Katalog aus Maßregeln und Giftküchen, will sagen einem veritablen Index, dem mittelalterlichen römisch-katholischen Index vergleichbar.

Es geht um Konsum

„The Language of Sports: Rules of the Game“ ist der Titel eines erhellenden Essays in einem Katalog des Württembergischen Kunstvereins von 2002. Ihor Holubizky gibt

darin einen kritisch-reflektierenden Einblick in den Regelraster. So wie die Religion zunehmend zur Ware mutiert, zu einem Gebrauchsartikel mit Verfallsdatum für die, die sich dem Konsum derselben verweigern, so ist auch die Sprache des Sports ein Diktat ohne Wahl oder Wunschfreiheit und mit viel „Wehe Dir!“ (geworden). Mensch denke nur an die rezente Kollaboration zwischen dem Nobelmodemacher Yohji Yamamoto und dem sportlichen Allesortimenter Adidas; das Produkt war eine kluge Travestie des klassischen Fußballschuhs, in welcher Yamamoto den Bolz-Kicker auf Lacklederimitat veredelte und sogar mit Stollen versah – auch beim Besuch des Parsifal zu tragen. In der Nischengesellschaft lässt sich für fast jeden Fetisch eine Abseite finden. Es ist wie bei einem Knopfdruck, der genügt, um Dich in die passende Rubrik zu katapultieren, als da wären Jung-, Gesund-, Ideal- und / oder Cool-Kult.

Dass es dabei genau um den Widerspruch zwischen Uniformität und Individualität geht, ist den Demagogen längst aufgefallen. Aber zuerst wird Identität gestiftet, so dann über die Identifikation die vermeintliche Freiheit, das Gesund-, Glücklich-, Schön-, Vollkommen-Sein angemessen zelebriert. Das Kultische dabei, insbesondere und eben besonders krass in den USA zutage tretend, ist der Zwang, welcher als solcher schon lange nicht mehr aufgefasst wird und auch nie aufgefasst wurde. Es geht um Konsum. Consumerism in jeder Schattierung der weiten Bedeutungsmöglichkeiten des Konsumismus, der eben immer damit zu tun hat, etwas zu verbrauchen. Vorzugsweise etwas, wofür mensch zuvor (mehr oder weniger viel) Geld ausgegeben hat.

Im März d.J. wurde in der New York Times Dr. Edith Hall von der University of Durham in England zitiert mit den Worten (Cambridge Illustrated History of Ancient Greece): „Success conferred the highest prestige, and failure brought personal disappointment and public ignominy.“ Wie es war im Anfang jetzt und immerdar. Die Ewigkeit muss nicht bemühen, wer sich anschaut, wie High Schools (am besten dem deutschsprachigen Gesamtschulprinzip vergleichbar) in den USA organisiert sind. Jetzt und immerdar. Columbine ist ja nicht nur ein Kultfilm geworden. Jahre bevor die Tragödie auf Celluloid gebannt wurde, war der Athletenkult, um den es ja immerhin bei diesem Mordverbrechen in Littleton / Colorado irgendwo auch ging, Gegenstand ungezählter Diskurse geworden. Zu den Griechen schreibt Dr. Hall „Success conferred the highest prestige“. In einer Vivisektion der sportlichen High School Regeln bleibt kein Raum für unsportlich unathletisch unfit-fett: Das ist identisch mit hässlich kaputt arm unglücklich. Und vor allem uncool. „All the jocks stand up.“ Und dann waren da die Pickligen, Fetthaarigen, Dicken. Der Rest war ein Amoklauf. Ein Verzweifeln an den Regeln, ein Einfordern (wenn gleich vermutlich in Unkenntnis) von Andy Warhols berühmter These vom „Stardom of fifteen minutes“. Jeder ist kann sollte wird demzufolge einmal im Leben fünfzehn

Spielen in der westlichen Hemisphäre. Gemessen an mancher christlichen Vorstellung, grenzen die eben ange deuteten Usancen freilich an Götzendienst, Aberglauben, Hexerei. Aber im globalen Spiel der neuen Gesetze sind die feinmechanischen Werkzeuge von Gehorsam und Nachfolge, Unterdrückung und Anpassung überführt worden, und die Ware Religion und Sport / Gesundheit (weil sie Jugend und Frische, Frohmüt und Sieg transportiert, und wir ja nach derzeitigem Gusto alle ewig leben und ewig jung bleiben) ist im selben Warenkorb angeboten. In gewisser Form ist das Leben zu einer weltweiten Shopping Mall geworden, wo sich unlängst noch scheinbar gegenseitig ausschließende Lebenskonzepte per Schulterschluss zusammengeschweißt haben. J. Coakley fasste diesen Aspekt 1994 in seinem Essay „Sport in society-issues and controversies“ zusammen: „Religious rituals are increasingly used in conjunction with sport participation.“

Der Sport, sein Publikum, Politik und Kirche

Beim Gedanken – zum Beispiel bei einem Boxkampf – an Parallelismen der Ingredienzien geht es aber schließlich um kaum etwas mehr als um die emotionale Verwicklung und Vereinnahmung der Fans. Das Partei-Ergreifen, das Eintreten, die rituelle Identifikation, und schon ist mensch im Eigentlichen bei Grundprinzipien mancher Religionsstrategeme angekommen. Von grandios sublimierter Sexualität ist es vielleicht besser, an dieser Stelle zu schweigen und dies auf den Platzmangel zu schieben. Wo Presseorgane und andere Medien der Gegenwart mit demographischen Daten spielen, sind die päpstlichen Ahnengalerien und die Schriften der Väter und der Heiligen wahre Fundgruben zur Verquickung aus Sport und Religion. Dabei ist es in Bezug auf die USA unerlässlich, sich das Gewicht auch der römisch katholischen Kirche vor Augen zu führen, mit den Millionen aus Irland und Italien stammenden Christen, einmal ganz zu schweigen von dem Potential der spanisch sprechenden Bevölkerungsteile, den so genannten Hispanics. Abermals beweist ein Blick in die Schriften der Kirchenväter, wie traditionell die Vermischung von Leibesübung und Glauben, Kult und Alltagskultur ist und offenbar auch in Bezug auf den christlichen Kult fast immer gewesen ist: Sankt Clemens von Alexandrien schrieb im dritten Jahrhundert in seiner Schrift „Der Erzieher“, die Maxime seines Lebens sei es, gesund zu bleiben und heilig zu werden. Thomas Aquinas konstatiert in der „Summa Contra Gentiles“: Sport entspannt den Geist und ist deshalb bekömmlich, weil wir danach besser in der Lage sind, unsere Arbeit zu verrichten. Und was Papst Johannes Paul II. so alles erklommen und im Schuss zu Tal hinter sich gelassen hat, ist hinlänglich bekannt. Dabei ist in Bezug auf die USA und speziell auch in Bezug auf jüngere Menschen in den USA zu betonen, dass Kirche und Religion im Gesamt der Bevölke-

rung wesentlich mehr verankert und präsent sind, als mensch es sich vom deutschsprachigen Standpunkt aus vorzustellen vermag. Wenn also Johannes Paul II. von den moralisch-edukativen Zusammenhängen einer gesunden Seele in einem gesunden Leib spricht, dann hören es in den Vereinigten Staaten mehr als nur die Bewohner der Geriatrie, die noch nicht aus dem Verein Kirche ausgetreten sind.

Eine Recherche befördert zahlreiche Websites sowie Publikationen inklusive Zeitschriften zutage, deren Titel allein belegen, dass das hier befragte Phänomen, die Überkreuzung von Sport, Gesundheit und Religion für Millionen amerikanischer Christen geradezu selbstverständlich ist (und lange gewesen ist). So stellt sich vollmundig „The American Art Museum & Archives“ in Daphne / Alabama mit der weltgrößten Sammlung von „sport art“ vor, und in „The Marketplace Mall“ wird dokumentiert, wann sich welche Sportidole wo und wie tätowieren lassen. Interessant ist auch hier die frappierend häufige Durchmischung mit christlichen Ansätzen. So verrät Basketball-Spieler und Megastar Chris Claiborne: „All my tattoos have meaning ... the others are for my faith in God.“ Besonders spannend und konservativ wird es dann im „Journal of Religion and Popular Culture“, wo ein erster Blick in die Schlagzeilen bereits alles über den Sport verrät, der zu verstehen ist als „progenitor of values, e. g. manliness and moral righteousness“. Beim Blick in das Inhaltsverzeichnis sucht der Interessierte Namen wie Max Weber natürlich ebenso vergeblich wie jeden befreiungstheologischen oder feministischen Ansatz. Lisle Dalton, Professorin für Religious Studies am Hartwick College in Oneonta, NY, ist eine von zahlreichen AutorInnen, die eines der ganz wichtigen Bücher zum Thema „Sport und Kult“ besprochen haben. Im „Journal of Religion and Popular Culture“ bespricht sie „Muscular Christianity: Evangelical Protestants and the Development of American Sports“, 2002 von Tony Ladd und James Mathisen veröffentlicht. Im Untertitel wird es dann schon recht prägnant: „The Faith of 50 Million: Baseball, Religion, and American Culture.“ In dieser extrem tendenziösen Publikation von fast 300 Seiten wird die Geschichte des Zusammengehens von Sport und evangelikalen Tendenzen im 19. Jahrhundert thematisiert, die verdeutlicht, dass der American Baseball, eine den meisten Nicht-Amerikanern weitgehend ängstliche Stillstandshysterie, die sich wie Pilgerfahrten über ganze Tage hinziehen kann, seine ganz eigenen Wurzeln im evangelikalen Kontext des 19. Jahrhunderts hat. Hier geht es um die Vermittlung von (christlichen) Werten durch sportliche Übungen, eine Tendenz, die sich in der Formierung ungezählter Colleges bis heute etabliert hat und eine nicht zu übersehende Präsenz besitzt. Zu den aus der Ansammlung christlicher Tugenden abgeleiteten Parallelen in der Lehre gehören „meritocratic democracy, competitive virtue, heroic models, therapeutic self-control“. Wer diese Abziehbildchen (männlichen) Wohlverhaltens mit den (in

den USA mehrheitlich so gepredigten) christlichen Idealen abgleicht, dem wird dann auch das Handeln eines Präsidenten Bush weniger unlogisch erscheinen, basiert der neuzzeitliche Kreuzzug dieses Gerechten und seiner Mannen doch auf der unerschütterlichen Überzeugung, richtiges zu tun und recht zu handeln. „In God we trust“ – und auf Gott beruft sich ja nicht nur die US-amerikanische Außenpolitik allein.

Die fingierte Landung des sportlich-durchtrainierten Präsidenten auf dem US Flugzeugträger im Golf von Persien und seine Maskierung als Kampfpilot passen eben ganz genau in das derzeitige Bild von Sportfanatismus, der mit

Religion vermischt wird. Der mächtigste Mann der Erde tritt uns als Quasi-Athlet entgegen, seinen Helm im Arm, und präsentiert sich als Apostel von viel mehr als seinem christlich protestantischen Weltbild, nämlich als Gesund- und Saubermann. Eigentlich ist dieses Bild das perfekte Symbol dessen, worum es in dem Massenphänomen derzeit geht, weil es einen Mann mittleren Alters als Jungdynamiker vorführt, womit mensch im Zentrum des Gesundheits- und Jugendwahns ist. Dieses Phänomen hat sich so selbstverständlich in alle Ebenen eingeschlichen, dass Sportlichkeit und Gesundheit fast synonym verwendet werden. Amerika, du hast es besser!



Franck Scurti, Colors, 2000, Videostill (3 simultane Farbprojektionen), Courtesy the Artist und Frac Poitou-Charentes, Angouleme

Für die Fernsehübertragung haben die Sponsoren eines Rugby-Matches in Dublin ihre Logos mit Farbe direkt auf dem Rasen anbringen lassen. Ein heftiger Regenschauer direkt vor Spielbeginn ließ das Match zu einem ungewollten aktionistischen Color-Happening werden. Mit dem über das Mittelbild seines Videotriptychons aus Bildsequenzen des Spieles gelegten Farbstreifen eines Fernseh-Testbildes lässt der französische Künstler Franck Scurti den Betrachter vordergründig die (Farb)-Echtheit der Bilder justieren, stellt aber gleichzeitig die Generierung von Stars und Heldenmythen durch Markt- und Werbemechanismen zur Disposition.